SOS-Ostpakistan

Autor(en): **Bircher, Thomas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **80 (1971)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-974490

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

SOS - Ostpakistan

Thomas Bircher

Freitag, 13. November 1970: Die Vorbereitungen für die Präsidentenkonferenz über das bevorstehende Wochenende sind abgeschlossen. Eine letzte kleine Besprechung mit dem Zentralsekretär über einige Formulierungen im Pressecommuniqué ist zu Ende gegangen. «Hoffentlich bekommen Sie nicht auch noch die Grippe», meint er. Zwei Mitarbeiter sind bereits erkrankt. «Schon gehabt», antworte ich, «aber es wird sicher noch etwas dazwischenkommen. Wir hatten schon lange keine Katastrophe mehr.»

Am Samstag beginnt um 16.00 Uhr die Präsidentenkonferenz. Um 16.45 Uhr läutet das Telefon im Konferenzsaal. Der Mitarbeiter vom Pikettdienst wird an den Apparat gerufen. Wir spüren: Etwas ist geschehen. Man ruft den Zentralsekretär hinaus, dann den Präsidenten, zum Schluss mich. Ein Zyklon in Pakistan, heisst es. Um 17.30 Uhr halten wir eine erste Sitzung im Zentralsekretariat ab. Wir sammeln Informationen: von den Agenturen, der pakistanischen Botschaft, dem Eidgenössischen Politischen Departement. Wir organisieren einen Pendelverkehr zwischen dem Zentralsekretariat und dem Tagungsort im Lindenhofspital. Wir verlangen Nachrichten aus Pakistan selber.
Um Mitternacht werden alle Massnahmen beschlossen, um am Sonntagmorgen um 10 Uhr entscheiden zu können, ob wir eine Maschine nach Dacca schicken müssen: Die Pakistan International Airlines werden gebeten, ihren Frachtdienst auf Pikett zu stellen. Die Agenturen benachrichtigen uns laufend telefonisch. Ein Vertreter des Eidgenössischen Politischen Departements erscheint. Von Schlaf ist keine Rede. In der Materialzentrale beginnt man zu arbeiten. Als am Sonntagmorgen um 9 Uhr die Präsidentenkonferenz fortgesetzt wird, steht soviel fest: Es handelt sich um eine der gewaltigsten Katastrophen des Jahrhunderts. Ein Fluzeug wird von London nach Basel beordert. Ein Lastenzug steht halbbeladen vor der Materialzentrale in Wabern.

Und um 11 Uhr fällt der Entscheid: Der Zentralsekretär des Schweizerischen Roten Kreuzes, ein Arzt und ich begleiten das Flugzeug. Die Personalabteilung beschafft den Arzt: den durch viele Einsätze erfahrenen Dr. Roman Fischer aus Zürich. Die Buchhaltung sorgt für die Checks und das Bargeld. Die Maschinerie läuft wie geölt. Am Sonntagabend fliegen wir ab. Die Koffer haben wir zwischenhinein einmal gepackt. Nur das Nötigste, natürlich.
In Beirut müssen wir einen Zwischenhalt machen, dann nochmals in Karachi. Flugzeit 25 Stunden und Zwischenhalte 14 Stunden: Am Dienstag landen wir in Dacca, wo wir einen überlasteten, von Hilfsflugzeugen gefüllten Flugplatz erwarten. Nichts dergleichen. Wir sind die einzigen und ersten.

Gleich geht es an die Arbeit. Es müssen Kontakte mit dem Vertreter der Liga der Rotkreuzgesellschaften, der einen Tag vor uns ankam, geknüpft werden, mit dem Pakistanischen Roten Kreuz, mit dem vom äusserst hilfreichen Generalkonsul der Schweiz alarmierten Vertreter unseres Landes, mit den Niederlassungen der Schweizer Firmen, mit ausländischen Konsulaten in Dacca, mit Vertretern der UNO-Organisationen.
Das Bild klärt sich langsam: Die Hilfsaktion steht noch am Anfang. Es fehlen die Transportmittel und die Telefon- und Telexlinien. Unsere Maschine ist in der Zwischenzeit entladen worden, das Material auf Barken verbracht. Das meiste ist unterwegs ins Unglücksgebiet. Personal des Pakistanischen Roten Kreuzes ist damit beschäftigt, die Verteilung vorzunehmen.
Mehr Material und Transportmittel, das verlangt man von uns. Wir kaufen landesübliche Kleider zu günstigen Preisen. Wir fragen die Schweizer Firmen, ob sie über Kleinflugzeuge verfügen. Eine Firma hat zwei Pilatus-Porter-Maschinen in Chittagong stationiert. Wir kabeln nach Karachi und Basel, um diese Maschinen, samt Piloten und Technik, zur Verfügung zu erhalten. Denn unsere DC-6 ist zu gross, um auf den kleinen Flugpisten zu landen, und zu schwerfällig, um für Abwürfe eingesetzt zu werden.
Ein Flug über das Ueberschwemmungsgebiet zeigt uns die Verwüstungen. Die Schäden sind gross; kleine Inseln sind völlig leergeschwemmt. Tote Tiere liegen herum, zwischen ihnen weiden die übriggebliebenen. Die Menschen arbeiten wieder in den Feldern. Sie bauen ihre Hütten auf. Sie dreschen ihren Reis. Sie sehen uns nicht, sie sind stumpf geworden. Immer wieder werden sie von den Naturgewalten betroffen; diesmal schlimmer als je zuvor. Vielleicht haben sie ihre nächsten Verwandten und Freunde, ihr ganzes Hab und Gut verloren.
Innert dreier Tage ist alles getan, was wir in dieser Situation tun konnten. Wir brachten unsere Güter, wir beschafften weitere an Ort und Stelle, wir sorgten für Transportmittel, wir liessen der pakistanischen Schwestergesellschaft genügend Mittel zurück, um für zwei, drei Tage Vorräte beschaffen zu können. Auf den Tag unseres Abfluges sind die nächsten Maschinen angekündigt.
In Europa sind wir jetzt nötiger als in Dacca. Wir müssen unsere Informationen auswerten und weitergeben. Wir müssen verhindern, dass falsche Hilfsgüter gesandt wer-

den, dass unnötiges Personal geschickt wird, sonst bricht die Hilfsaktion zusammen.
In der Nacht zum Sonntag, eine Woche später, landen wir in Basel. Am gleichen Tag findet im Zentralsekretariat die erste Sitzung statt. Unsere weiteren Pläne werden besprochen:
Wir senden noch die wichtigsten zusätzlichen Hilfsgüter, die wir sofort zur Verfügung haben. Die Pakistan International Airlines nimmt sie gratis mit. Wir halten Ausschau nach weiteren, dringend benötigten Materialien: Wir wissen jetzt ganz genau, was gebraucht wird und was nicht. Wir treten mit der Liga der Rotkreuzgesellschaften in Kontakt. Wir bieten an, an einem antiepidemischen, präventivmedizinischen Einsatz teilzunehmen. Impfstoffe können wir auch liefern. Und wir nehmen uns vor, auch eine langfristige Hilfe zu gewähren: zum Beispiel einen Beitrag an den Wiederaufbau des Sturmwarndienstes, an die Schaffung von flutsicheren Plätzen auf den Inseln und Randgebieten, vielleich auch an den Ausbau von Dämmen und Deichen.
Am Montag findet im Bundeshaus eine Pressekonferenz statt. Es ist vielleicht das zwanzigste Mal, dass wir der Presse Rede und Antwort stehen. Dann kommen wieder die Kontakte: Pakistanische Botschaft, Eidgenössisches Politisches Departement, befreundete Hilfsorganisationen wie Caritas, HEKS, Arbeiterhilfswerk, Enfant du monde. Dann schreibe ich diesen Bericht.
Daneben versuchen wir, unsere normalen Arbeiten wieder aufzuholen. Und die Hilfsaktion Ostpakistan pulsiert unablässig weiter neben uns.
Die Telexmeldungen von der Depeschenagentur auf meinem Pult besagen: Taifun in den Philippinen, 230 000 Obdachlose. Orkan in den nördlichen Provinzen von Südvietnam, Zehntausende von Toten. 80 000 Tote in Madras: Ueberschwemmungen, Katastrophe in Kolumbien.
Das Leben geht weiter.

Vaterbild und Vaterwort im Wandel der Zeit

2. Teil

Dr. Helene Stucki

Im ersten Teil unseres Beitrages gingen wir aus von der Vaterkrise der Gegenwart, der Verdunkelung des Vaterbildes, der Entwertung des Vaterwortes. Wir versuchten darzustellen, welch grosse Bedeutung dem Vater, seinem Vorbild und seinem richtunggebenden Wort in den zwei berühmtesten Lebensgeschichten vergangener Jahrhunderte zukommt, in den Autobiographien Thomas und Felix Platters und in derjenigen des Näbis Ueli, des armen Mannes vom Toggenburg. Heute setzen wir die Reihe fort ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert hinein, um dann in einem dritten und letzten Teil noch einige literarische Werke der Gegenwart zu beleuchten. Dass dabei nicht nur die positiven, sondern gelegentlich auch die negativen Auswirkungen des Vaterbildes zur Sprache kommen, wurde angedeutet.

Ein Mensch, dessen Kindheit durch das Vaterbild geradezu belastet und verdunkelt wurde, ist Heinrich Jung, genannt Stilling, der von 1740 bis 1817 lebte. Stilling weist auf die gefährliche väterliche Autorität hin, die dem Sohn zum Verhängnis wird. Er wuchs im Kreise einer pietistischen Sekte auf, war zuerst Kohlenbrenner, dann Schneidergeselle und Dorflehrer. Durch eisernen Fleiss erwarb er sich so viel Bildung, dass er in Strassburg Medizin studieren konnte. Dort lernte er Goethe kennen, der sich mit Wohlwollen des schüchternen und ungewandten Medizinstudenten annahm, dessen gemütvoll geschriebene Lebensschilderung überarbeitete und 1777 im Druck herausgab. Später erlangte Stilling durch seine aufsehenerregenden Staroperationen einen bedeutenden Ruf. Von seinem Vater schreibt er:
«Eines gehört noch hinzu. Wilhelm (es ist dies der Name des Vaters) war sehr scharf; die mindeste Uebertretung seiner Befehle bestrafte er aufs schärfste mit der Rute. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, so dass er sich nach und nach zum Lügen verleiten liess, eine Neigung, die ihm zu überwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viel Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn beugsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zur Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen, und seine gewissenhafte Strenge deuchte ihn der nächste Weg zum Ziele. Er konnte gar nicht begreifen, woher es käme, dass seine Seligkeit, die er an den schönen Eigenschaften seines Jungen genoss, durch das Laster der Lüge, bei dem er ihn oft ertappte, so hässlich versalzen würde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als dass Heinrich alle erdenklichen Kunstgriffe an-